Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

# Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

## DFG Projekt Die Grenzboten

# Die Grenzboten

## Berlin u.a., 1841 - 1922

Dichter und Kritiker

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

kräftiger, wuchsen unter gesündern Daseinsbedingungen auf und hinterließen selbst wieder kräftigere Nachkommen." Darauf fährt Tille fort: „Diese naive Anschauung des Neo-Lamarckismus, die eine erbliche Übertragung erworbner Eigenschaften voraussetzt, wie sie noch nirgends und niemals beobachtet worden ist, besitzt[!] auch die deutsche Reichskommission usw." Der Leser weiß nun ganz genau, was er davon zu halten hat. Daß Gesundheit und Kraft, die unter günstigen Lebensbedingungen erworben worden sind, daß Krankheit und Schwäche, die sich jemand unter ungünstigen zugezogen hat, nicht vererbt würden, ist noch von keinem Menschen beobachtet und noch von keinem Naturforscher gelehrt worden, am wenigsten von Weismann, auf den sich diese Art Soziologen beruft.

So haben wir denn hier einen interessanten Fall, dessen Bedeutung weit über das Gebiet hinaus reicht, auf dem er sich ereignet hat. In Büchern, die sich einer günstigen Aufnahme erfreuen, und in weit verbreiteten Zeitungen und Zeitschriften wird eine Lehre als allgemein anerkanntes und unwiderlegliches Dogma verkündigt, der nur eine kleine Minderheit von Naturforschern huldigt, und die auch von ihren Anhängern nur als unfertige und noch lange nicht sichere Hypothese bezeichnet wird, und zu einem bestimmten Parteizweck werden den Urhebern dieser Lehre Ansichten untergeschoben, von denen sie das Gegenteil lehren; auf diese Weise wird durch den Mißbrauch einer nur wenigen zugänglichen Fachwissenschaft ein großer Teil des gebildeten Publikums in folgenschwere Irrtümer verwickelt. Daraus folgt gerade für die Publizisten, die nicht Fachmänner sind, die Pflicht, sich mit diesen Fachwissenschaften bekannt zu machen und über deren Ergebnisse dem Publikum klaren Wein einzuschenken.

## Dichter und Kritiker

Unsre modernen Dichter, namentlich solche, die in Versen dichten, pflegen gegen die Kritik recht verstimmt zu sein und beschäftigen sich, nicht zum Vorteil für ihre Verse, viel zu viel mit ihren Gegnern. Sie nehmen dabei einen Ton an, als stünden sie hoch über diesen, in Wirklichkeit aber ist doch ihr Standpunkt nicht hoch genug. Denn anstatt ihre Leser zu sich emporzuheben, haben sie in ihren Versen fast immer irgend einen Widersacher im Sinn, mit dem sie sich auseinandersetzen müssen, wozu es doch eigentlich keiner Verse bedürfte, denn solche Auseinandersetzungen hört und liest man im Leben genug, wenn sich

auch nicht immer der eine Teil dabei Dichter nennt. Fast das meiste, was heute als Lyrik auf den Markt gebracht wird, hat polemischen Inhalt. Sind die Dichter jung, so lieben sie es besonders, ihre Kritiker als Schulmeister zu bezeichnen. Sie haben damit insofern Recht, als diese gewöhnlich mehr gelernt haben als sie selbst, die vielleicht etwas früh aus der Schule genommen worden und wohl auch einst hinter die Schule gelaufen sind. So ist denn die Folge davon, daß die einen nichts können als Verse machen, und die andern vermöge ihrer bessern Kenntnis der Vergangenheit manchmal meinen, solche Verse hätte man früher viel besser gemacht, und diese seien das Drucken nicht wert. Wenn sich die Kritiker gewöhnt haben, in der Vergangenheit auch mit dem Herzen zu lesen, so ist kaum anzunehmen, daß sie sich nicht mehr freuen sollten, unter ihren Zeitgenossen guten Dichtern zu begegnen, als schlechten. Vielleicht aber sind sie voreingenommen und beschwert durch die Last der Tradition? Gewiß nicht, wenn ihr Blick nur weit genug reicht, denn das Vergangne ist im einzelnen so verschieden, daß es Beispiele, Analogien, Muster hergiebt für alles, was sich nur in diesem Bereiche ähnliches wieder zeigen kann. Ein Kritiker, wie er sein soll, wird andrerseits kein besondres Bedürfnis fühlen, den lebenden Dichter zu schulmeistern. Wenn es möglich ist, möchte er ihn genießen, wie es alle andern Menschen zu thun wünschen, jedenfalls aber will er ihn verstehen als geistige Erscheinung der Zeit, also das thun, was später der Litteraturhistoriker thut, wenn der es auch bei den meisten dieser Dichter nicht mehr nötig haben wird, weil sie bald vergessen sein werden. Um so mehr hätten es ihm solche zu danken, daß er durch die Aufmerksamkeit, die er ihnen schenkt, ihr Andenken wenigstens vorläufig bei den Zeitgenossen erhält.

Diese Gedanken kamen mir beim Lesen eines starken Quartbandes, den Wilhelm Arent als Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1897 herausgegeben hat mit dem Untertitel: „Blätter neuer deutscher Litteratur und Kunst“ und einem Motto nach Herder: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“ (Leipzig und Wien, Litterarische Anstalt, Inhaber: Schulze). Es ist ein hoher Name und ein vornehmes Banner, unter dem sich hier fünfunddreißig Dichter und Schriftsteller mit ihren Beiträgen zusammengefunden haben. An die gute Vergangenheit erinnert es auch, daß die Gegenden Deutschlands hervorgehoben werden, aus denen die Dichter stammen, daß Wert gelegt wird auf das Natürliche, am Boden haftende, daß der „Moderne“ mit ihren fremden Rattenfängern, Ibsen, Björnson und den französischen Impressionisten und Symbolisten ausdrücklich abgesagt wird. Mit den Modernen hatte sich der Herausgeber früher in ähnlichen Sammelbänden zusammengefunden. In dem neuen Musenalmanach werden die Bierbaum, Hartleben, Dehmel, Flaischlen usw. unter Namenaufruf scharf abgekanzelt, woraus man nebenbei sieht, daß die Dichter, wenn sie unter einander handgemein werden, mindestens nicht höflicher sind, als es die hier zugleich mit abgewandelten Leipziger Schul-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meister sein sollen, worunter sich vielleicht auch die Grenzboten als mitverstanden ansehen dürfen. Der Herausgeber hat also seine Tenne gekehrt, und nachdem er das Krankhafte und Unverständige beseitigt hat, möchte er allem gesunden und natürlichen den Boden bereiten. Sein Vorwort schließt: „Darum giebt dieser Almanach hoffentlich Samenkörner, giebt er Geistessaat, in die Furchen der Zeit gestreut, die einst im Laufe der Jahre mit Gottheitshilfe zu prächtiger Vollblüte aufgehen wird. Zum Schluß allen Deutschen Herzensgruß, soweit die deutsche Zunge klingt. Fest steht das Wort im Zeitensturm: Deutschland bleibt deutsch in Ewigkeit." Die Absicht ist gut. Versuchen wir, uns über das Erreichte Rechenschaft zu geben.

Um uns den Boden für eine nutzbringende Betrachtung zu ebnen, müssen wir zunächst das Geschäft mit der Worfschaufel noch etwas weiter fortsetzen. Da sind zuerst eine Anzahl Beiträge, für die das Wort unanständig noch viel zu anständig wäre, es werden Reste sein aus der frühern, überwundnen Periode, deren Urheber die vom Herausgeber angezeigte Wandlung nicht mitgemacht haben und nun unter dem Redaktionstisch durchgeschlüpft sind: „Tibers Tod, psychopathische Studie," ferner zwei Gedichte: „Der Vampyr" und „Die Horizontale." Das hat zum Glück mit dem Deutschtum, das der Herausgeber fördern wollte, nicht das mindeste zu thun und hätte ohne Nachsicht weggekehrt werden müssen. Auch haben wir sein Vorwort so verstanden, als hätte er dem überkünstelten Impressionismus abgeschworen. Trotzdem bringt er „Flammende Sehnsucht, psychische Studie" und ein kränkliches Symbolistenexerzitium mit der Überschrift „Frieden," worin es heißt: „Deine Wange lehnst du an meine, ganz leise, ganz sacht, ich muß sie mehr ahnen, als fühlen usw.," und sogar aus seinem eignen „Merkbüchlein" giebt er einen Prosaaufsatz über den großen Nietzscheübermenschen Napoleon auf St. Helena, dessen Tendenz in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts vielleicht verständlich gewesen wäre; in die neue Zeit, die der Herausgeber ausdrücklich mit 1870 beginnen läßt, paßt so etwas nicht. Ebenso wenig gehört eine lange Abhandlung über den Bildhauer Franz Flaum mit vielen Abbildungen weiblicher Nacktheiten in diese Sammlung. Dem Künstler ist es offenbar Ernst mit der Sünde, die er schildert, darin ist dem Verfasser des Textes zuzustimmen, aber wer mag sich in diesen Schlamm versenken, vollends mit dieser analytischen Gründlichkeit? Wer will das lesen in einem Musenalmanach? Der Band hat noch eine ganze Anzahl sogenannter Kunstbeilagen, die ihm nicht zum Vorteil gereichen. Es ist ja bei den Allerneusten Mode, bildende und redende Kunst zu verbinden, mit welchem Erfolg, das zeigt z. B. der Pan. Es giebt wenig Menschen, die beides zugleich zu beurteilen verstehen, und wenn der Herausgeber zu diesen wenigen gehörte, so könnten diese Bilder nicht samt und sonders so unbedeutend sein. Also: was nicht deines Amts ist, da laß deinen Fürwitz! Einen Musenalmanach mit Schriftwerken anständig auszustatten, ist gerade Arbeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genug für einen Redakteur. Denn wir finden noch manches, was den Musen im Wege steht, und was unbedingt hätte wegbleiben müssen. So die ganz inhaltlosen Aphorismen S. 11 und S. 182 die trivialen Verse desselben Verfassers, dessen Name aus Schonung verschwiegen sein mag. Wer von sich sprechen will, dessen Ich muß doch etwas auszudrücken haben. Sodann: Jugend ist kein Fehler, aber wer sich am zweiten November in seinen Hausgarten stellt an das Grab eines vor vierzehn Tagen gestorbnen Hundes, darüber einen sentimentalen Aufsatz schreibt und das Ganze „Allerseelen, ein Tagebuchblatt" nennt, der braucht wenigstens nicht zu sagen, daß er schon siebenundzwanzig Jahre alt ist, noch sich vor der Namensunterschrift mit Dr. zu bezeichnen. Denn das klingt fast unglaublich, wenn der Herausgeber nicht die Freundlichkeit gehabt hätte, es zum Druck zuzulassen. Ebenso wenig ist einzusehen, wie sich zwei langstielige Abhandlungen eines vielleicht schon etwas ältern Doktors: „Die heroische Weltanschauung," öde Kompilationen aus bekannten philosophischen Büchern, in einen Musenalmanach verirren konnten.

Nun ist die Aussicht frei, und nachdem unser Buch etwa um ein Drittel dünner geworden ist, können wir aus dem Übrigen zu lernen suchen, was es uns als Zeugnis seiner Zeit kundthut. Wir haben vor uns lyrische Gedichte, gereimte und solche in freien Versmaßen, Prosaaufsätze und dramatische Szenen. Es sind meist einzelne Proben, nach denen wir uns das Ganze vorstellen sollen, aber anders war es nicht zu machen, wenn Beiträge von vielen und vielerlei gegeben werden sollten, und daß der Band für den ersten Eindruck recht buntscheckig ausgefallen ist, war nicht wohl zu vermeiden. Am wenigsten wert sind die lyrischen Gedichte. „Lyrische Gedichte, sagt Otto Gildemeister einmal, sind nur dann erträglich, wenn sie den Gipfel der Vollendung erreichen, bei keiner andern Kunstform ist dies in solchem Grade der Fall." Das soll natürlich heißen: erträglich für andre, die sie gedruckt lesen sollen, und die sie ebenso gut, vielleicht sogar besser selbst hätten machen können. Goethes bekannte Äußerungen sollte man eigentlich nicht immer noch zu wiederholen brauchen. Deutsche Verse kann jetzt jeder Deutsche machen; die Sprache dichtet für ihn. Unter allen Gedichten, die in diesem Almanach gedruckt sind, ist auch nicht ein einziges wirkliches Lied, nichts, was man sich gesungen oder im Volksmund weiter lebend denken könnte. Wie hölzern und unoriginell, aus lauter bekannten Reminiscenzen zusammengeleimt, ist z. B. ein nach Gesinnung rechtschaffnes und wohlgereimtes (Mark Brandenburg), dessen Ende lautet:

Dies Liedchen wird noch klingen
Durch deine Gauen hin,
Wenn ich mit meinem Singen
Längst schlafen gangen bin.

Das wird schwerlich geschehen. Übrigens werden hier durchweg ganz zufällige Eindrücke und Gedankensplitter in Reime gebracht oder, noch häufiger, in freie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Metren gekleidet. Alles ist fragmentarisch, nichts abgeschlossen. Wie selten ist darunter ein besondrer Eindruck, wie z. B. in folgenden sechs Zeilen, die wir hersetzen, um zu zeigen, daß wir besseres, wenn es nur da ist, auch zu schätzen wissen:

Schwarzes Tennis

Sie spielten Tennis im Schloßpark allein,
Da trat ein fremder Wanderer ein,
Sie mußten ihn grüßen und nennen.

Wohin er schritt, erstarb das Blühn,
Wohin er blickte, verdarb das Grün,
Und sie mühten sich ab, ihn zu kennen.

Das ist ein ganz modernes Motiv, aber in der Stimmung einer vergangnen Zeit, und es mutet an, wie ein Stück aus einer alten Romanze. Es ist von einem Deutschösterreicher, dessen Prosastücke sich ebenfalls durch eine ganz eigentümliche Anschaulichkeit auszeichnen. Dagegen hätte der Herausgeber dem Verfasser von „Jennes Ruh, Herrn Rentier Jenne in Schwedt a. O. gewidmet“ klar zu machen suchen müssen, daß ein Rentier, mag er persönlich noch so schätzenswert sein, doch unter allen Umständen eine ganz unlyrische Figur ist. Daß ferner in zahlreichen Gedichten ein andres ganz modernes Etwas für die Poesie erobert werden soll, dürfte kaum als eine glückliche Gebietserweiterung anzusehen sein. Klopstock hat zwar den Eislauf verherrlicht, aber das Fahrrad mit allen dazu gehörigen Bezeichnungen Pneumatic, Rover usw. paßt nicht in das Reich der Lieder, außer im Scherz. Vischer hat auch schon einmal die Stimmung des Eisenbahnreisenden, an dessen Blicke die Telegraphenstangen vorüberfliegen, hübsch in Verse gebracht. Aber bei den Dichtern des Musenalmanachs liegt die Sache etwas anders. Sie radeln und sehen alles, was sie thun, für wichtig an. Das Fahrrad, die Maschine des kleinen Mannes, der sich kein Reitpferd leisten kann, wächst unter ihnen mindestens zum edeln Renner, auf dessen Rücken sie unsterbliche Lieder singen, während auf den Leser diese Kavalkade ganz unpoetisch wirkt, weil er das rasende Fahrrad und den jodelnden Mann darauf von seinen Spaziergängen her kennt, wo sie ihm den Naturgenuß verderben. Also das Rad kann höchstens in dem Sinne ein Gegenstand der Poesie werden, wie der Tingeltangel und ähnliches — mit sentimentalem und hochgemutem Ton, wie hier, vorgeführt, wirkt es auf jede feinere Natur komisch.

Die einzelnen Dichter treten mit einem unglaublichen Selbstvertrauen auf. „Nicht aus der Fülle der Zeit, aus unsrer Fülle kommt dies neue Geschlecht und seine gewaltig brausende Dichtung: der Große, die Großen“ S. 243, unterzeichnet Peter Hille. Noch besser S. 154: „Mystik wird wieder Religion der Zukunft werden. Moderne Propheten der neuen Religion nennen sich in Dichterkreisen Margarete Halm und Peter Hille.“ Ein langes Gedicht: Der

König der Aphorismen, schließt mit den Worten: „der Aphorismen König, Hille." Es ist uns aber nicht gelungen, in diesem Königreich auch nur einen der Aufzeichnung werten Gedanken zu finden. Die gegenseitige Verhimmelung der sehr irdischen Teilnehmer eines kleines Kreises, die sich durch das ganze Album hindurchzieht, ist ja gewiß ganz aufrichtig gemeint. Aber ist sie auch klug, zumal da sie zusammengeht mit einer sehr abfälligen Kritik aller dichtenden Konkurrenten und einer recht hochmütigen Stimmung gegen das übrige Publikum? Den Dichtern kann es doch nicht genügen, wenn nur sie selbst auf das Album subskribiren und sie sich untereinander lesen und verehren. Glauben sie aber, daß sich das so brüskirte Publikum das Vergnügen machen wird, das Buch zu kaufen und die vielerlei Anzüglichkeiten für ebenso viel litterarische Genüsse gelten zu lassen?

Viel besser als die gereimten Sachen sind im allgemeinen die Prosabeiträge, kleinen Erzählungen und dramatischen Szenen. Sie sind unterhaltend, und manche von ihnen sind auch in der Form recht gelungen: der Ausdruck ist sorgfältig und bezeichnend, das Eigentümliche einzelner deutscher Stämme tritt hervor, die Litteratur kann aus den Anregungen hie und da eine Bereicherung gewinnen. Wenn man auf die ja nun ein Vierteljahrhundert alte Bewegung der Modernen zurückblickt, so scheint ihr einziger Erfolg in dem Gewinn zu liegen, den sie einer realistischen, mehr an die Redeweise des Volks angeschlossene Prosasprache gebracht hat. Wenn man das Derbe und Rohe, das sich nach berühmten Mustern gern als Sturm und Drang geberdet, ausscheidet, so bleibt ein Rest von Sprachgut, der vielleicht weiter leben wird. Aber sehr viel ist es nicht. Vor allem wird man dahin nicht rechnen dürfen die sehr überhand nehmenden kurzen Betrachtungen, die sich selbst wohl als Prosadichtungen einführen, und die ihren Verfassern jedenfalls leichter werden, als wenn sie dergleichen noch in Verse zu bringen hätten. Diese anspruchsvollen Capriccios haben etwas so willkürliches, daß sie schwerlich einen andern, als der sie geschrieben hat, interessiren können. Daß eine spätere Zeit dergleichen sammeln und darnach Schriftstellerindividualitäten bestimmen sollte, ist ganz ausgeschlossen. Es sind also nur Stilübungen einzelner Menschen, verspätete Sekundaneraufsätze. Die Litteratur der Modernen zeigt eine Erscheinung, die sich ebenso im Bereich der modernen Malerei kundgiebt, und beide gehen ja in vielen Dingen gemeinsame Wege: während man früher meinte, daß sich wahre Meisterschaft erst in der Vollendung und an dem Fertiggemachten erweise, wird jetzt Reklame gemacht mit Entwürfen und Skizzen, mit Andeutungen und Verheißungen. Auf die Erfüllung wartet man dann vielleicht für immer. Fruchtbare Zeiten und kräftige Menschen schaffen und bringen ans Licht und haben keine Zeit zu Programmen. Für den wirklichen Künstler sind Skizzen Interna seines Ateliers, die höchstens ein Freund zu sehen bekommt, Zukunftsmusikanten aber bringen ihre Entwürfe auf den Markt

und hoffen, daß das Publikum so einfältig sein werde, sie ihnen als fertige Ware abzunehmen. Nicht viel anders steht es doch auch mit diesem Almanach. Man kann ihn als eine Art Proben- oder Musterkatalog ansehen, wonach mancher dieser Fabrikanten bei ernstlichem Bemühen auch wohl etwas ordentliches würde schaffen können. Aber mit dieser Anerkennung sind die Aussteller nicht zufrieden, sie wollen als wirkliche Dichter behandelt sein und geben ihren Anspruch in einer Weise kund, daß man es für Scherz halten würde, wenn es sich nicht so bitter ernst, so bissig und hochmütig äußerte.

Im Märchen und in der Kinderphantasie gehen die Könige mit Krone und Szepter einher, und auf den Postamenten der Denkmäler stehen die Dichter ohne eine Erinnerung daran, daß sie im Leben auch noch etwas andres waren als Dichter. Wer die wirkliche Welt kennt, weiß, daß sie ein gutes Stück von der materiellen Schwere dieser Welt zu tragen hatten und es meistens sogar mit den Pflichten, die ihnen daraus erwuchsen, sehr ernst nahmen. Sollte man sich nicht wieder in das Kindheitsalter zurückversetzt glauben, wenn man sieht, wie die Teilnehmer an diesem Musenalmanach in allen möglichen Tonarten ihren eignen Dichterruhm und ihre Dichterhöhe besingen, stolz darauf sind, daß sie nichts weiter thun als dichten, und daß sie solche köstliche Gabe dem nichtdichtenden Volke gewähren, wenn man ferner liest, wie sie ihren Kollegen, die sich eine regelmäßige Arbeit bei der Presse, am Theater usw. gesucht haben, das als unwürdigen Abfall von einer hohen Sache vorwerfen? Und doch thaten diese allein das richtige, wenn sie nicht reich genug waren, ohne Beruf zu leben, daß sie sich zur rechten Zeit sagten, daß von dieser Art Dichtung kein Mensch leben kann. Oder ist das Ganze nur konventionelle Spiegelfechterei, und haben die Herren vom Musenalmanach so gut wie alle andern ihre Tagesarbeit, halten es aber für vornehm oder für unpoetisch, davon zu reden?

Zufällig kam mir kürzlich ein Buch in die Hand, das allen diesen Dichtern nicht dringend genug zu lesen empfohlen werden kann. Es behandelt die Herstellung der Bücher, von dem ersten Gedanken an ein Thema an bis zu der Ausgabe und zum geschäftlichen Vertrieb, die Erwartungen und Enttäuschungen der Autoren, die Aussichten der Verleger und die Stellung des lesenden Publikums. In seiner klaren und scharfen Erfassung aller realen Verhältnisse, auf denen das lustige Gewerbe der Schriftstellerei beruht, ist es vorzüglich geeignet, voreilige Liebhaber des Musenrosses, solange es noch Zeit ist, über die wirklichen Eigenschaften des gefährlichen Flügeltiers aufzuklären. Es heißt: L'art d'écrire un livre, de l'imprimer et de le publier (Paris, H. Welter) und ist ein Buch, wie es, glaube ich, nur in Frankreich geschrieben werden kann. Sein Verfasser, Eugène Mouton, ist ein schon älterer Schriftsteller in sehr ernsthaften Fächern. Er ist Kriminalist, daneben aber Romanschreiber und Dichter. Er hat Erfolge gehabt und kennt sein Geschäft aus dem Grunde,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber, und das ist das Originelle an diesem Buche, er überschätzt nicht die Leistung des Schriftstellers, die geistigen Qualitäten der Erfindung, der Emotion, der vermeintlichen Originalität. Ihm ist das „Buch" zugleich ein sehr materielles Etwas, das schon viele gemacht haben und noch viele machen werden, und das gar nicht so massenhaft auftreten könnte, wenn der besondre geistige Wert jedesmal so groß wäre, wie sich die betreffenden Verfasser meist einbilden. Mit andern Worten: die Schriftsteller, namentlich die Anfänger, wissen nicht, wieviel materielle Arbeit mit der Herausgabe verbunden ist, wieviel Kapital und Arbeitserfahrung ein Verleger erwerben muß, wieviel Risiko er zu tragen hat, und wie unbillig es ist, wenn jeder gerade für sein Buch eine besondre Vorliebe und Rücksicht vom Publikum erwartet. In Anbetracht aller dieser realen Voraussetzungen meint er, die meisten Autoren nähmen es mit ihrer eignen Arbeit viel zu leicht, mit dem Erfinden, mit dem Schreiben, sogar mit dem Korrigiren, und wenn dann ein Mißerfolg eintritt, so machten sie sich selbst am wenigsten dafür verantwortlich, sondern haderten mit dem Schicksal und mit dem Publikum. Die meisten Schriftsteller, findet er — und dabei denkt er nicht an bestimmt abgegrenzte wissenschaftliche Fächer, sondern an Romane und Dichtungen —, haben viel zu wenig gelernt. In diesem Zusammenhange kommt er auf das Märchenkönigtum der Dichter und auf die Bohême der Schriftsteller zu sprechen. Der unerfahrne Jüngling erblickt auf den Tischen der Buchhändler die gefälligen Bände ihm unbekannter Verfasser (denn an die wenigen Schriftsteller von Ruf und durch litterarische Thätigkeit erworbnen Reichtum ist dabei nicht gedacht), er sieht, wie sie gelesen werden, er denkt: sie werden gekauft und lohnen ihren Mann, so einer könntest du auch werden. Wollte er den persönlichen Verhältnissen ihrer Verfasser nachgehen, so würden in den meisten Fällen seine Nachforschungen in irgend einem Büreau der Verwaltung oder des öffentlichen Dienstes enden, in einem Kontor oder Magazin von recht alltäglichem Aussehen. Den Männern aber, die darin schaffen und sich ihr täglich Brot verdienen, gelingen in den Mußestunden die leichtern Werke ihrer Phantasie, ihrer Lieblingsneigung, einer nicht ohne Mühe gepflegten Begabung. Der Dichter hingegen, der nur Dichter ist, der Schriftsteller, der nichts weiter zu sein braucht und doch leben kann, der ist in Frankreich so selten wie anderwärts. Er lebt aber in der Traumwelt des unerfahrnen Jünglings. Die Enttäuschung kann nicht ausbleiben. Ein einziger Mißerfolg — und wer erlebte ihn nicht? — entmutigt den Berufsschriftsteller, verbittert ihn und raubt ihm den Gleichmut und die Heiterkeit, die das lesende Publikum von ihm verlangt. Er muß aber weiter schreiten, denn sonst hat er ja nichts gelernt, und er will leben. Die Verstimmung, die er zu seiner Genugthuung unwillkürlich äußert, schlägt sich in seinen Schriften nieder, sie entfremdet ihm das Publikum. Denn es kann sich den aussuchen, der ihm gefällt, es schreiben ihrer so viele, was liegt an dem Einen! Unser Schrift-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steller hat sein Spiel verloren. Wer nun nach solchen Erfahrungen zu einem praktischen Berufe zurückkehren kann, der ihn ernährt, der hat noch nicht viel verloren. Er findet sogar in seinem Berufe die Stimmung wieder und den Weg zu seinen litterarischen Neigungen, die er nach den gemachten Erfahrungen besser zu lenken wissen wird. Ja es scheint sogar, als ob ohne das Gegengewicht einer praktischen Arbeit, die zugleich das wirkliche Leben kennen und verstehen lehrt, eine gesunde schriftstellerische Thätigkeit kaum möglich sei. Fälle besondrer Begabung und, was noch wichtiger ist, besondern Glücks sind seltene Ausnahmen. Und der materielle Ertrag einer rein schriftstellerischen Thätigkeit, wenn er nicht die Form eines Tagewerks, z. B. bei der Presse, annimmt, der Gewinn aus Büchern, die nicht „gut eingeführte" Schulbücher sind, ist für den Autor viel geringer, als der Unerfahrene meint. Es ist sehr schön, das noch nebenher zu verdienen, traurig aber, davon leben zu müssen. Darum, so rät Mouton seinen jungen Genossen von der Feder, lernt etwas ordentliches, ehe ihr drucken laßt, damit ihr nicht darauf allein angewiesen seid! Es ist, als hätte er für die Schriftsteller des Musenalmanachs geschrieben. „Wir alle, die wir die Feder führen, seien wir bescheiden; gehen wir von dem Gedanken aus, daß jeder kluge und unterrichtete Mensch ein Buch machen kann, daß aber das Buch ein trauriges Ding ist, wenn es aus Eitelkeit geschrieben wird."

Aber außerdem möchte ich doch das Buch allen Schriftstellern, auch solchen im Nebenamte, empfehlen. Sie werden darin sehr viel wissenswertes finden und vieles, woran sie nie gedacht haben. Denn wie wenige, die die Feder führen, kennen den Weg genau, den ihr Manuskript zurücklegen muß, bis es auf dem Ladentisch des Sortimenters liegt! Es war ein sehr glücklicher Gedanke, einmal alles zusammenzufassen, was an Kräften, kleinen und großen, zu einem Buche gehört, und dem einzelnen Autor zu zeigen, daß das im Vergleich zu seinem eignen geistigen Aufwand keineswegs Nebendinge sind. Und da der Verfasser in so geistreicher Weise recht eigentlich die Sache des Verlags führt, so müßte es Wunder nehmen, wenn sich nicht ein Verleger fände, der das Buch ins Deutsche übersetzen ließe!

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Postkarten mit Ansicht zu sammeln ist in der letzten Zeit immermehr zu einer Liebhaberei von großen und kleinen Kindern geworden. Wie für die Briefmarken, so werden auch für diese Bilderkarten schon besondre Albums angefertigt. Da ist es nun sehr zu bedauern, daß auch in diesem Falle der Gegenstand des